

(Nachdruck verboten.)

52)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„Aha, da haben wir's!“ rief Pillerault.
Und er trat ganz dicht an ihn heran und sprach mit scharfer Betonung jeder Silbe:

„Mein Vester, man wird heute abend mit dreitausend- undsechzig schließen . . . Ihr werdet alle über den Haufen gerammt, und das sage ich!“

Trotz der Leichtigkeit, mit welcher er sonst außer Fassung kam, pfiß der Baissier in leise herausfordernden Tönen vor sich hin. Er blickte nach oben, um seine erheuchelte Seelenruhe zu bekunden und musterte eine Zeitlang die paar weiblichen Köpfe, die von der Telegraphengalerie herab verwundert in diesen Saal herunterschaute, in welchem sie keinen Zutritt hatten. Oben waren Wappenschilder mit Städtenamen angebracht; die Kranzgesimse und Säulenknäufe entrollten einen langgedehnten fahlen Streifen, der durch das durchsickernde Wasser gelblich gebleicht erschien.

„Ah, Sie sind's?“ rief Moser, als er wieder herabschaute und Salmon mit seinem ewigen bedeutungsvollen Lächeln vor ihm stand.

Dann erblickte er in diesem Lächeln eine Bestätigung von Pilleraults Nachrichten, was ihn in Verwirrung brachte.

„Wenn Sie etwas wissen, so sagen Sie es doch endlich! . . . Meine Berechnung ist ganz einfach; ich halte zu Gundermann, weil Gundermann — eben Gundermann ist . . . Mit dem ist immer ein günstiger Ausgang gewiß.“

„Wer sagt Ihnen aber, daß Gundermann Baissie spielt?“ fragte Pillerault hohnlachend.

Jetzt sperrte Moser erkaunt die Augen weit auf. Seit Monaten lautete der wichtigste Börsenklatsch, Gundermann laure auf Saccard und unterhalte die Kontermine gegen die Universelle, bis er an irgend einem Stichtage den Markt unter der Wucht seiner Millionen erdrücken und die Universelle mit plötzlicher Anstrengung erwürgen könnte. Wenn der heutige Tag so heiß zu werden versprach, so kam dies daher, daß alles glaubte, oder gläubig nachbetete, heute sollte endlich die Schlacht stattfinden, eine jener schonungslosen Schlachten, bei denen das eine Heer vernichtet die Wahlstatt bedeckt. Kann man aber jemals eine Gewißheit haben, in dieser Welt der Lüge und der List? Die gewissten und am lautesten verkündeten Dinge sanken ja beim geringsten Hauch zu beklemmenden Zweifeln herab.

„Sie leugnen das Augenscheinliche.“ murmelte Moser.
„Allerdings habe ich die Orders nicht gesehen, allerdings läßt sich nichts mit Bestimmtheit behaupten. Wie, Salmon, was meinen Sie dazu? Gundermann kann doch nicht nachgeben, zum Teufel!“

Und er blieb ratlos bei Salmons schweigendem Lächeln, welches sich immer feiner und vielsagender zuspitzte.

„D!“ begann er wieder und wies mit einem Nicken auf einen woflschleibten Mann, der gerade vorbeiging. „wenn der sprechen wollte, wäre ich nicht mehr im Zweifel. Der sieht scharf.“

Es war der berühmte Amadien, der immer noch von seinem Erfolg in der berühmten Affaire mit den Sellsbergwerken zehrte, deren Aktien er in einem unsinnigen und halsstarrigen Einfall aufs Geratewohl, ohne Scharfblick und Berechnung, zu fünfzehn Franken das Stück gekauft und später mit einem Gewinn von fünfzehn Millionen losgeschlagen hatte. Er wurde wegen seiner großen Finanzfähigkeiten hoch verehrt, ein ganzer Hofstaat lief hinter ihm her, suchte seine geringsten Worte zu erlauschen und spielte dann in dem scheinbar von ihm angedeuteten Sinn.

„Ach was!“ rief Pillerault, der seiner Lieblingstheorie der unbedingten Wahrscheinlichkeit treu blieb, „das Beste ist immer noch, man folgt aufs Geratewohl seiner eignen Eingebung . . . Das Spielglück ist das einzig Wahre: entweder hat man Glück, oder man hat keins. Also darf man sich überhaupt nicht bestimmen. So oft ich mich besonnen habe, bin ich so hereingefallen, daß ich fast nicht mehr aufkam . . . Sehen Sie, so lange ich den Herrn dort mit seiner unternehmenden Miene auf seinem Posten sehe, als wollte er alles aufstreffen, so lange kaufe ich.“

Mit einer Handbewegung deutete er auf Saccard, der in diesem Augenblick eingetreten war und auf seinen gewohnten Platz, am ersten Pfeiler links, sich begab. Wie alle Chefs bedeutender Häuser hatte er einen bestimmten Platz, auf dem an den Börsentagen seine Angestellten und seine Kunden ihn sicher fanden. Gundermann war der einzige, der geflüchtig den großen Saal nie betrat; er schickte nicht einmal einen beglaubigten Vertreter. Aber man empfand deutlich, daß er ein ganzes Heer hier hatte, er herrschte als abwesender unumschränkter Herr durch die zahllose Schar der Kommissionäre und Agenten, die seine Orders brachten, seiner vielen Kreaturen nicht zu gedenken, die so zahlreich waren, daß jeder Anwesende möglicherweise insgeheim Gundermanns Soldat war. Gegen diese ungreifbare und allenthalben thätige Heerschar kämpfte Saccard in eigener Person und mit offenem Visier. Am Pfeiler stand eine Bank hinter ihm, aber er setzte sich niemals nieder und blieb während der zwei Stunden der Börse auf den Füßen, als verachte er die Müdigkeit. Wisweilen, in den Augenblicken des Sichgehenlassens, stützte er sich bloß mit dem Ellbogen an die Steinsäule, die in Manneshöhe vom Schmutz der vielfältigen Verührungen geschwärzt und geglättet war. In der fahlen Nahlheit des ganzen Raumes bildete dieser glänzende Schmutzstrich auf Thürnen und Wänden, auf Treppen und Säulen ein bezeichnendes Merkmal, eine gleichsam aus dem angehäuften Schweiß der Spieler- und Gaunergenerationen errichtete widerliche Grundmauer. Mit seiner tadellosen Kleidung, — wie alle Männer der Börse, — mit dem feinen Tuchrock und der blendendweißen Wäsche hatte Saccard inmitten dieser schwarzumranderten Mauern das freundliche und frische Aussehen eines von quälenden Sorgen freien Mannes.

„Wissen Sie,“ sagte Moser mit halbblauer Stimme, „daß man ihn beschuldigt, durch bedeutende Ankäufe die Hausse zu stützen? Wenn die Universelle wirklich in ihren eignen Aktien spielt, dann ist sie kaputt.“

Pillerault widersprach heftig.
„Schon wieder Klatsch! . . . Kann man denn je sagen, wer eigentlich kauft und wer verkauft? Er ist für seine Kunden hier, das ist doch ganz natürlich. Er ist auch für seine eigne Rechnung hier, denn er spielt wohl selbst.“

Moser ließ die Sache fallen. Bisher mochte niemand an der Börse mit Bestimmtheit von Saccards gefährlichem Feldzug zu reden wagen, von den Käufen, die er unter dem Deckmantel von Strohmännern, von Sabatani, Zantron und andren, vor allem von Angestellten seiner Bank, für Rechnung der Gesellschaft abschloß. Es lief bloß ein Gerücht um, welches man sich ins Ohr flüsternte, welches dementiert wurde und doch immer wieder, wenn auch ohne Möglichkeit eines Beweises, aufkam. Zuerst hatte Saccard nur vorsichtig die Kurse gestützt und die Stücke möglichst bald wieder losgeschlagen, um nicht die Kapitalien allzusehr zu immobilisieren und nicht die Kassen mit eignen Titres zu füllen. Jetzt ließ er sich aber vom Kampfe fortziehen und hatte für den heutigen Tag die Notwendigkeit übermäßiger Käufe vorausgesehen, sofern er Herr des Schlachtfeldes bleiben wollte. Seine Orders waren ausgegeben, er trug die lächelnde Ruhe der gewöhnlichen Lage zur Schau, trotz seiner Ungewißheit über den Ausgang und seiner wachsenden Verwirrung, je weiter er sich auf dieser, wie er wußte, entsetzlich gefährlichen Bahn vorwagte.

Moser hatte inzwischen den berühmten Amadien umschlichen, der mit einem kleinen Mann von verschämtem Aussehen beratsschlagte; hoch erregt kam er zurück.

„Mit eignen Ohren habe ich es gehört,“ stammelte er . . . „Er hat gesagt, die Verkaufsoorders Gundermanns übersteigen zehn Millionen . . . O, ich verkaufe, ich würde selbst das Hemd am Leibe verkaufen!“

„Zehn Millionen! Teufel auch!“ murmelte Pillerault mit etwas bebender Stimme. „Das ist ja ein förmlicher Krieg aufs Messer.“

Das wogende Stimmengewirr, welches infolge der vielen Privatgespräche immer höher anschwellte, wurde ausschließlich von diesem grimmigen Zweikampf zwischen Gundermann und Saccard beherrscht. Obschon man die einzelnen Worte nicht erkennen konnte, klang aus dem überlauten Getöse und Gedröhne einzig und allein die Erörterung der ruhigen und logischen Hartnäckigkeit des einen im Verkaufen, sowie der

Gespannte Beziehungen.

Von Eugen Tschirnikow.

(Schluß.)

Belm andern vermuteten leidenschaftlichen Kaufhant. Widersprechende Nachrichten liefen um; sie wurden zuerst leise geflüstert und schließlich mit lautem Trompetengegeschmetter verkündet. Um sich bei dem Spektakel verständlich zu machen, schrien die einen aus Leibeskräften, so oft sie den Mund aufthaten, während andre sich geheimnisvoll zum Ohr ihrer Nachbarn herabneigten und nur leise tuschelten, selbst wenn sie nichts zu sagen hatten.

„Nun, ich behalte meine Hausstellung bei.“ begann Pillerault, der schon beruhigt war. „Die Sonne scheint gar zu schön, alles wird noch wieder steigen.“

„Alles wird zusammenstürzen!“ versetzte Moser mit seiner Hartnäckigkeit im Zammern. „Das Regenwetter steht bevor, ich habe heute nacht einen Anfall gehabt.“

Das Lächeln Salmons, der beide hintereinander anhörte, spitzte sich jetzt derart zu, daß beide unbefriedigt blieben: keine Möglichkeit einer Gewißheit! Sollte dieser so ungewöhnlich schlaue, so unergründliche und verschwiegene Teufelsmensch eine dritte Art zu spielen gefunden haben, weder Gausse noch Baïsse?

An seinem Pfeiler stehend sah Saccard den Schwarm der Schmeichler und der Kunden um sich her anwachsen. Fortwährend wurden ihm Hände entgegengestreckt, und er drückte alle mit der gleichen glücklichen Unbefangenheit, wobei er in jeden Fingerdruck eine Siegesverheißung zu legen verstand. Manche eilten herbei, wechselten ein Wort mit ihm und eilten entzückt hinweg; viele blieben beharrlich stehen und wichen keinen Schritt, voll des stolzen Gefühls, zu seiner Gruppe zu gehören. Oft war er liebenswürdig gegen Leute, deren Namen ihm nicht einmal einfielen. So mußte zum Beispiel der Hauptmann Chave ihm Maugendres Namen angeben, damit er den Mann wieder erkannte. Der Hauptmann, der mit seinem Schwager ausgeföhnt war, trieb diesen zum Verkauf; aber der Händedruck des Direktors genügte, um in Maugendre eine grenzenlose Hoffnung zu entflammen. Dann kam der Verwaltungsrat Sebille, der Seidenhändler, und bat um eine Unterredung von einer Minute. Mit seinem Geschäftshaus stand es schlecht, sein ganzes Schicksal war unaufsäglich mit dem der Univerjelle verknüpft, so daß eine etwaige Baïsse für ihn zum Krach führen mußte; angst erfüllt und von seiner Leidenschaft verzehret, empfand er das Bedürfnis nach Beruhigung und Ermunterung, zumal auch sein Sohn Gustave bei Mazaud nicht recht vorwärts kam und ihm schwere Sorgen machte. Mit einem Klaps auf die Schulter entließ ihn Saccard voll Zuversicht und Feuereifer. Hierauf begann ein förmlicher Vorbeimarsch: der Bankier Kolb, der schon längst verkauft hatte, der es aber mit dem Zufall noch nicht verderben wollte; der Marquis de Bohain, der mit seiner vornehmen Herablassung nur unter dem Schein der Neugier und des Zeitvertreibs die Börse besuchte; selbst Suret, der ja unfähig war, mit jemand entzweit zu bleiben, und allzu geschmeidig, um nicht bis zu dem Tage des gänzlichen Schiffsbruchs guter Freund zu sein, kam herbei und wollte sehen, ob es für ihn nichts mehr aufzulesen gab. Als Daigremont erschien, trat alles ehrerbietig auf die Seite. Er war an der Börse sehr einflußreich; seine Liebenswürdigkeit und seine zuverlässige, kameradschaftliche Art, mit Saccard zu scherzen, machten Eindruck. Die Hausfriers strahlten vor Freude, denn Daigremont hatte den Ruf eines schlauen Mannes, der beim ersten Krachen des Bodens das Haus zu verlassen versteht. Somit stand fest, daß es in der Univerjelle noch nicht frachte. Wieder andre wechselten bloß im Vorbeigehen mit Saccard einen Blick; das waren seine ergebene Leute, oder Angestellte, welche seine Orders weiterzugeben hatten und auch auf eigne Rechnung kauften. Es hatte nämlich die Spielmut wie eine Ansteckung das Personal der Rue de Londres derart erfaßt, daß jeder fortwährend auf der Lauer stand und an den Thüren horchte, um irgend eine Börsennachricht zu erjagen. So ging Sabatani zweimal mit seiner geschmeidigen Annuit eines halborientalischen Italieners vorüber und gab sich den Anschein, den Meister nicht einmal zu bemerken, während Zantrou ein paar Schritte weiter vor einem vergitterten Anschlagbrett stand und im Lesen der Telegramme aus den ausländischen Börsen ganz vertieft schien. Der Kommissionär Massias stieß in eiligem Lauf an Saccards Gruppe und nickte leicht mit dem Kopf, wohl um eine Antwort zu überbringen oder über einen in der Eile erledigten Auftrag zu berichten. Je näher die Eröffnungstunde rückte, desto heftiger flutete der endlos hin und her stampfende, doppelte Menschenstrom mit mächtigem Wogen und Brausen durch den Saal.

Alles wartet auf den Anfangskurs.

(Fortsetzung folgt.)

Mischa wird ebenfalls ein Buch opfern und sich dann beim Bäcker Pasteten, Käsestücken oder etwas Wehnlisches kaufen. Er wird auch noch in einen Milchladen gehen und Milch trinken. Und die „Feinde“ werden sich sorgen. . . . Aber mögen sie doch! Sind ja selbst schuld. Ein andermal werden sie nicht mehr. . . .

Mischa kramt lange in seinem Säckel und zieht schließlich ein dünnes Büchlehen heraus. Ich werde es noch brauchen, aber erst später; dann haben sie wohl schon vergessen, daß es bereits gekauft ist, und ich bekomme ein neues. . . . denkt Mischa und weicht das Buch endgültig dem Verkauf.

Durch das Wohnzimmer gehen, mag er nicht: dort sitzen Alle und denken womöglich, er will sich aufdrängen, sich mit ihnen vermischen. Pah, er wird ihnen was! Er kann sehr gut auch ohne Thüren auf die Straße kommen.

Mischa steigt durchs Fenster, versteckt das Buch in der Brusttasche und geht schnell nach dem Trödelmarkt. Es dunkelt schon. Bald wird man die Buden schließen, er muß sich also beeilen.

Mischa läuft so schnell er kann. Als er an einem im Bau begriffenen Hause vorbeikommt, geht er zur Abkürzung des Weges über den Bauplatz, wobei er mehrfach über Bretter, Balken und Gerümpel stolpert. Das Resultat ist ein Loch im Stiefel, gerade vorn an der Spitze. Unter andern Umständen würde Mischa über ein solches Mängelstück betrübt sein, umso mehr als die Stiefel erst unlängst gekauft sind, jetzt aber macht er sich garnichts daraus. Mögen sie doch neue kaufen! Sie werden natürlich sagen: „Geh' ohne Stiefel, wie ein Säpster!“ Aber er weiß sehr gut, daß sie dennoch neue kaufen werden. Sie müßten sich ja schämen, wenn er, der Sohn eines Rechtsanwalts, in zerrissenen Stiefeln gehen würde. Er hat keine Angst — sie werden schon kaufen.

Endlich ist er auf dem Trödelmarkt. Da ist es so lebhaft, so lustig. Man lärm, schreit, zant — ein wahrer Höllenpektakel.

„Hei—eiße Pasteten!“ ruft gellend ein Bauer mit vollem, rotem Gesicht, in schmutziger Schürze. „Willst Pasteten?“ bietet er Mischa an. „Heiße, ganz heiße! Das Paar zu fünf Kopelen!“

„Womit gefüllt?“ fragt stehenbleibend Mischa.

„Kauf' bei mir, junger Herr! Seine sind kalt, aber ich habe heiße!“ beginnt ein altes Weib zu schmeicheln und erhebt sich vor dem irdenen Topf, in welchem sie ihre heißen Pasteten aufbewahrt.

„Später werde ich kaufen. Jetzt habe ich keine Zeit!“ sagt Mischa und drängt sich durch dicke Haufen bunten Volks bis zur Einfahrt des Kaufhofes, in welchem sich die Buden der Krämer, Antiquare usw. befinden.

Atemlos vor Anstrengung und Furcht betritt er die Bude eines Büchertrödlers, der in gleichgültiger Haltung an seinem Bücherstall lehnt. Es ist ein alter Mann mit klugen, verschmitzten Augen hinter den Brillengläsern. Als er den Gymnasiasten erblickt, verschwindet er in der Tiefe der Bude, holt ein Buch hervor und beginnt darin zu lesen — kurz, er thut, als nähme er von dem Stunden keine Notiz.

„Kaufen Sie Bücher?“

„Was haben Sie zu verkaufen?“

„Asien, Afrika und Amerika. Ganz neu!“ antwortet Mischa eilig.

„Von Smyrnow?“

„Ja.“

„Europa hätte ich wohl genommen, aber von dem da habe ich zu viel“ . . . sagt der Trödler, scheinbar widerwillig das Buch nehmend. „Eine alte Ausgabe! . . . Na, meinetwegen zehn Kopelen . . .“

„Zwanzig soll ich . . . ! Unter zwanzig darf ich nicht verkaufen“, bemerkt gedehnt Mischa.

Der Trödler gähnt und giebt das Buch zurück.

„Dann wenigstens fünfzehn . . . ! Es ist ja ganz neu!“

Der Trödler antwortet nichts.

„Na meinetwegen . . . zehn Kopelen!“

„Ich mache Schaden dabei“, sagt gähmend der Trödler, legt zwei Fünfkopelstücke auf den Ladentisch, wirft den Einkauf nachlässig in den Säckel und vertieft sich wieder in sein Buch.

„Ich werde vielleicht noch Europa bringen“, sagt Mischa, die beiden Fünfkopelstücke in die Tasche steckend.

„Bringen Sie . . . Aber es kommt dabei sehr viel auf die Auflage an. Manche ist nicht einmal zehn Kopelen wert . . . Wörterbücher haben Sie nicht? Schicken Sie doch Ihre Freunde — ich zahle die höchsten Preise.“

„Ich werde schicken.“

Mischa verläßt die Bude und wendet sich zu den Ehwaren. Aber bevor er noch zu den Pasteten gekommen ist, hat er bereits einen Teil seines Geldes ausgegeben: die perischen Käse mit Mohn haben es ihm angethan. Er kauft davon für drei Kopelen und verspeißt sie mit großem Behagen. Jetzt sieht er auch die Frau mit den Pasteten.

„Womit sind sie gefüllt?“

„Mit Pfefferlingen, mit Fleisch, mit Möhren.“

„Und kosten?“

„Fünf Kopelen das Paar.“
„Mit Möhren mag ich nicht. Sieb eine mit Fleisch und eine mit Pfefferlingen!“

Als er beide Pasteten verzehrt hat, möchte Misha trinken. Für die ihm noch gebliebenen zwei Kopelen trinkt er zwei Maß eines blakrosa Kwas. Das zweite Maß bekommt er kaum herunter — so widerlich süß schmeckt es; aber etwas übrig lassen, wäre doch zu schade.

„Uff!“ pufset er, als er schließlich den letzten Schluck Kwas herunter hat.

„Das stößt in die Nase, nicht wahr?“ fragt prahlerisch der Kwasverläufer und ruft laut in jugendem Ton: „Kwas! Guter, kräftiger, kühler Kwas!“

Zu Hause findet Misha auf seinem Tisch einen Teller mit kaltem Fleisch, etwas Brot, ein Glas Milch und drei Waffeln. Das einzige, was ihn reizt, sind die Waffeln, sein Lieblingsgericht; aber die Eigenliebe erlaubt ihm nicht, sich darüber herzumachen. Ja, wenn die „Feinde“ sich nicht erinnern würden, wieviel Waffeln sie ihm ins Zimmer gestielt haben: ob zwei oder drei — dann würde er wohl eine essen. Schließlich hält er es doch nicht länger aus: er reißt von jeder Waffel vorsichtig einen schmalen Streifen am Rande ab und verpeißt ihn.

Der blakrosa „kräftige“ Kwas stößt ihm noch fortwährend „in die Nase“, und die perfischen Rüsse mit Mohn und die Pasteten mit den Pfefferlingen und dem nicht ganz frischen Fleisch beunruhigen seinen Magen.

„Hui Teufel!“ sagt er böse und spult von Zeit zu Zeit auf die Erde.

„Wo hast Du denn so lange gestedt?“ fragt Nina, die Thür öffnend.

„Das geht Dich gar nichts an. Ich frage Dich ja auch nicht, wo Du herumspazierst!“

Nina blickt flüchtig auf den Tisch und sieht, daß das Essen noch unberührt ist.

„Mama läßt Dir sagen, Du sollst ein Stück Fleisch essen! . . .“

„Und wenn ich nicht will? Ich bin ein Schafstopf und ein Schuster. Ihr seid Rechtsanwalts, aber ich bin ein Schafstopf . . . und ein Schuster!“

„Wenn Du nicht essen willst, dann laß es!“

„Na also! Geh mit Deinem Pjätischlow spazieren und laß mich in Ruh!“

„Schafstopf!“ wirft Nina gereizt hin und verläßt das Zimmer.

Misha fühlt sich stark genug, die Belagerung der „Feinde“ auszuhalten und all ihre Angriffe durch eine absolute Gleichgültigkeit gegen Speise und Trank zu parieren. Die Pasteten mit den Pfefferlingen und dem Fleisch, die perfischen Rüsse mit Mohn — sie sind für ihn „Verbündete“.

Die Sache hätte sich möglicherweise noch lange hinziehen können, wenn nicht ein unvorhergesehener Zwischenfall eingetreten wäre, der den gespannten Beziehungen ein Ende gemacht hätte.

Misha bekam Leibschrmerzen, die langsam an Stärke zunahmten. Die Schmerzen zwangen ihn, sich aufs Bett zu legen und leise zu stöhnen. Von dem heißen Verlangen beherrscht, sich nicht in seiner Wehrlosigkeit den „Feinden“ auszuliefern, blieb er lange fest und erstidte sein Stöhnen im Rissen. Aber die Pasteten mit den Pfefferlingen und dem Fleisch, der „kräftige, kühle“ Kwas thaten das ihrige — bald begann er lauter zu stöhnen und mit den Fäusten ins Rissen zu schlagen.

„Gott, was für eine Strafe!“ winselte er von Zeit zu Zeit und zog die Beine in die Höhe.

In der Nacht konnte Misha sich nicht länger beherrschen: er begann laut zu schreien. Bald drängten sich alle „Feinde“ um sein Bett, mit Ausnahme von Papa, der wie gewöhnlich im Klub war. Mama brachte den Thermometer, Schwester Nina machte ihm einen Senfteig, das Stubenmädchen lief nach dem Doktor. Sogar „Falstaff“ kam den Kranken besuchen, drängte sich zwischen die besorgten „Feinde“ und blickte Misha mit seinen Augen Augen traurig und teilnehmend ins Gesicht.

„Was hast Du denn nur gemacht?“ fragte unruhig Mama, in der Tiefe ihrer Seele bei dem Gedanken zitternd, Misha könnte Gift genommen haben, womit er bei ähnlichen Anlässen schon oft gedroht hatte. „Hast Du irgend etwas eingenommen? Ja, Misha? Sprich, mein Täubchen! Schnell!“

„Ja, Mama . . . Ach! Au! Au! Au! . . . Ja, Ramachen . . . ich habe Affen, Afrika und Amerika verkauft . . . Ach! Au! Au! Au! . . . Und dafür Pasteten mit Pfefferlingen und . . .“

„Um Gotteswillen! Misha! Er phantasiert ja! . . . Herrgott, wo bleibt nur der Doktor? Schnell! Lauft und holt Papa . . . Ach Gott . . .“

Mama beugte sich über Misha, legte ihre Hand auf seine Stirn und küßte ihn auf die Wange. Laut weinend lief Nina ans Fenster und blickte unruhig auf die Straße, die Ankunft des Arztes erwartend.

Endlich kam der Doktor.

„Na, junger Mann, wo thut's denn weh? Lassen Sie mal sehen!“

Misha drehte sich gehorsam nach dem Licht, der Doktor untersuchte ihn genau.

„Was haben Sie denn heute gegessen?“

„Ach, Herr Doktor, er hat heute absolut nichts gegessen!“

Seitdem er aus der Schule gekommen ist — nichts in den Mund genommen.“

„Das ist auch nicht gut, aber vielleicht, junger Mann, haben Sie doch etwas gegessen? Sagen Sie mal ganz ehrlich . . .“

„Ja . . . Ich aß Pasteten mit Pfefferlingen. Ich verkaufte Affen, Afrika und . . .“

„Was soll das heißen?“ fragte flüsternd, im höchsten Grade beunruhigt, Papa. Er war Hals über Kopf aus dem Klub geholt worden, wo er sogar eine Partie „Bint“ unbeeidigt gelassen hatte.

Eine Stunde später war alles still im Hause. Misha lag mit einer Kompresse auf dem Leib im Bett; neben ihm saßen Mama und Nina. Beide warteten und pflegten ihn, sich geduldig allen seinen launenhaften Wünschen und Forderungen fügend.

Bald ließen die Leibschrmerzen nach und Misha begann volle Befriedigung zu empfinden: Die „Feinde“ waren besiegt! —

Kleines feuilleton.

Der „Schlussatz“. Die in Marienburg erscheinende „Kogat-Zeitung“ berichtet über ein heiteres Vorkommnis: Als kürzlich in K. die Stadtverordneten-Sitzung zu Ende war, erhob sich ein älterer jovialer Herr und sprach: „Ich hätte wohl den Wunsch, daß die Presse, die uns immer in dankenswerter Weise ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit schenkt, künftig den Schlussatz wegläßt.“ Der Vorsitzende verstand diesen Antrag nicht sogleich, und nun erklärte der Interpellant seinen Wunsch dahin: „Ich meine das nämlich so: Unsere Versammlung ist zum Beispiel um 9 Uhr zu Ende. Und da das verhältnismäßig zu früh ist, geht man noch ein Glas Bier trinken. Es werden auch manchmal zwei Glas; ein paar Herren spielen Stat und man liebt ein Viertelstündchen, und so kommt man sagte gegen 1 Uhr nach Hause. Am andern Tage sieht man, nichts Böses ahnend, da und liest die Zeitung, und da hält einem dann die teure Gattin den Versammlungsbericht vor die Nase, wo in der letzten Zeile steht: „Schluß der Sitzung 9 Uhr.“ „Und Du bist erst um 1 Uhr aus der Versammlung heimgelommen?“ Natürlich giebt es dann eine unangenehme Auseinandersetzung. Was liegt der Presse daran, „Schluß 9 Uhr“ zu schreiben.“ — Der Antrag fand die allgemeinste Unterstützung, und der Vorsitzende übermittelte ihn unter vieler Heiterkeit den anwesenden Vertretern der Presse. —

gc. Der Bienenbaum. In seinem soeben erschienenen Werke „Pflanz- und Jägerleben auf Sumatra“ (Berlin, Wilhelm Cüster), schildert Edward Otta in anschaulicher Weise, wie sich der Malaye zum Verfühen seines Daseins den Honig von himmelhochanstrebenden, säulenartigen, glatten Bäumen, den Qualang, herunterholt. Der Qualang oder Bienenbaum ist einer der häufigsten und gigantischsten Vertreter der Flora Sumatras, ein Baum mit mächtigen, sich über die Erde erhebenden Wurzelstrebene, die, Bretterwänden vergleichbar, den Stamm sternartig umgeben und gewissermaßen als breiter Fuß gegen das Umfallen schützen; aus diesem heraus hebt sich der hellgraue Stamm von 50—60 Meter Höhe, schlank, glatt und säulenartig ohne jede Astbildung, einem mächtigen Fabrikshornstein vergleichbar, während sich oben erst in schwindelnder Höhe die verhältnismäßig kleine Krone des Baumes bildet. Nach Landesgesetz darf der Bienenbaum, als geweiht, ebenso wenig wie alle Frucht bäume, der Art oder dem Feuer zum Opfer fallen, denn an ihn hängen die Honigbienen ihre sadartigen großen Waben, und zwar stets an den unteren, größten, von der Erde etwa 45 Meter entfernten Ästen auf. Sind die Waben mit Honig gefüllt und hat der Malaye sich nun nicht mehr vor den Angriffen der Bienen zu fürchten, so beginnt er den Säulenstamm zu besteigen. Hierzu schneidet er sich aus „Nibung-Palmholz“ Nägel von knapp Fußlänge, treibt diese, die er bündelartig oder im Sarong auf dem Rücken trägt, in kurzen Abständen, den Sprossen einer Leiter ähnlich, in den Stamm und steigt so langsam höher seinem Ziele entgegen, was oft Tage in Anspruch nimmt. Es ist dies für den Fremden, den Europäer ein höchst unbehaglicher, wenn auch äußerst interessanter Anblick, denn der plötzliche Bruch einer Sprosse würde den unsehlbaren Tod durch Absturz zur Folge haben, jedoch kommt dies fast nie vor, denn der Malaye versteht es, sein Körpergewicht genau auf alle Sprossen, die er ergreift oder berührt, saunenswert sicher zu verteilen, wohingegen der Europäer diese Leistung nie und nimmer fertigbringen wird. —

— Ueber das Aussterben der Biber in Amerika schreibt „Stangens Verkehrs-Zeitung“: Es ist bezeichnend, daß der Bildkommissär des Staates Colorado sich veranlaßt gesehen hat, besondere Maßnahmen zu treffen, um das Töten der letzten Biber, die es in diesem Staate noch giebt, möglichst zu verhindern. Nicht, als ob Colorado ein wichtiger Biberstaat wäre oder es jemals in besonderem Maße gewesen wäre. Heute wird vollends nur noch ganz wenige dieser in Geschichte und Sage so berühmten Tiere hier zu finden; aber gerade der Versuch, diese wenigen noch zu erhalten, kann daran erinnern, wie trostlos es mit dem Biberbestande in den Vereinigten Staaten heute steht, fast noch trostloser als mit dem Büffelbestande! Ob künstliche Biberzuchtungen, wie sie da und dort in neuerer Zeit unternommen wurden, daran viel ändern werden, muß noch dahingestellt bleiben. Die meisten Biber, welche der Staat

Colorado noch aufweist, sind im County Routt zu finden, und diesen gelten speciell die neuerlichen Schutzmaßnahmen. Einige giebt es auch noch im County Mesa, und einige andre — so viel man weiß, zwei — im County Jefferson. Autorität hinsichtlich dieser Wiber, und wahrscheinlich in der Geschichte der Wiber der Vereinigten Staaten überhaupt, ist heute der alte Indianerkämpfer und Späher Wiggins, welcher seiner Zeit als Wiberfallsteller seinen Lebensunterhalt erwarb. Wiggins betam in früheren Tagen für ein Wiberfell 8 Dollar; aber gegenwärtig sind diese Felle, wie er sagt, beinahe zu keinem Preise erhältlich. Ein Büffelfell, für welches er früher 3 Dollar erhielt, ist in unsrer Zeit 60 bis 70 Dollar wert, aber Wiberfelle sind noch seltener geworden. Ueber den Wert eines echten Wiberfelles läßt sich daher nichts Bestimmtes sagen. Früher zu den populärsten Tieren Nordamerikas gehörend, sind die Wiber heute sehr vielen Amerikanern vollkommen fremd geworden, und Wiggins mußte als Sachverständiger herbeigezogen werden, um zwei der in Colorado noch bemerkten Tiere, welche bei hellem Mondschein sich im Wasser des Ostarkflusses vergnügten und junge Pappeln fälkten, deren Holz sie gern fressen, als Wiber zu identifizieren. Für die meisten ist der Wiber nur noch ein Name; höchstens verbindet sich damit der Begriff eines Pelzes, dessen Echtheit mehr als zweifelhaft ist. —

Völkerrunde.

w. Der Reinigungseid bei den Samojuden. Von Verbrechen in dem Sinne, wie man sie bei den civilisierten Völkern versteht, ist bei den Samojuden fast gar nicht die Rede. Der Diebstahl ist eine sehr seltene Erscheinung und wird auf strengste verfolgt. In Diebstahl-, Betrug- und Streitfragen spielt der Reinigungseid eine sehr wichtige Rolle. Es giebt mehrere Arten Reinigungseide. Derjenige, welcher sich von einem Verdacht befreien will, läßt das Fell der Vorderpfote eines Bären, indem er dabei spricht: „Wenn ich unwahr rede, so möge mich der Bär zerreißen.“ Wer solch einen Eid abgelegt hat, wird für unschuldig erklärt. Wenn aber im Laufe der Zeit der Bär einen, der solch einen Eid geleistet, auf der Jagd auch nur rührt, so wird er sogleich als schuldig erkannt und muß unbedingt den Schadensersatz übernehmen in der Angelegenheit, in welcher er in Verdacht gestanden und von welcher er sich durch den Reinigungseid hatte befreien wollen. Andre küssen ein Stück Eid aus dem Gewässern, die die Samojuden für heilig halten, indem sie dazu sprechen: „Wenn ich unwahr rede, so möge das Wasser unter dem Eise mich verschlingen.“ Eine dritte Art ist die: Der Kläger nimmt mit der einen Hand die Zungenspitze seines Gegners zwischen zwei Finger, zerschneidet dabei mit der andern Hand mit einem Messer den Schnee oder den Erdboden und spricht dabei: „Wann Du unwahr sprichst, so möge Deine Zunge zerfallen in Stücke wie der von mir zerschchnittene Schnee.“ Wenn zwei ihr Versprechen durch Eid bekräftigen wollen, so nehmen sie gegenseitig die Zungenspitzen zwischen die Finger, stecken eine Messerspitze in den Erdboden oder Schnee und sprechen hierzu: „Wer sein Wort nicht hält, dem erstarre die Zunge und hänge zum Munde heraus bis zur Erde, wie dies Messer im Schnee.“ Alle diese Eide sind von höchster Bedeutung bei den Samojuden; jeder Schuldige zieht es vor, lieber sein Vergehen einzugestehen, wenn er es begangen, als einen Meineid zu leisten, lieber alles Mögliche zu ertragen, als sein Wort nicht zu halten. —

Technisches.

gr. Ausnutzung der Dachflächen für Gartenanlagen. Wenngleich die teuren Grund- und Bodenverhältnisse der Großstädte es dahin gebracht haben, daß man beim Bau der Häuser auf eine möglichst weitgehende Ausnutzung des Platzes Bedacht nimmt, so muß es doch eigentümlich berühren, daß man bei uns nur in äußerst seltenen Fällen auch daran denkt, die Flächen der Dächer unsrer Gebäude zu verwerten. Es wäre wünschenswert, wenn man mehr darauf bedacht wäre, die Dachflächen durch Anlage von Gärten usw. zweckmäßig auszunutzen, da man dann den Hausbewohnern auf billige und bequeme Weise manche Annehmlichkeit bereiten könnte; auch wäre es möglich, im Sommer auf solchen Gärten auf dem Dache des Hauses den Betrieb von Restaurants usw. zu betreiben. Die Voraussetzung hierfür wäre natürlich eine entsprechende Ausführung des Daches. Für derartige Zwecke haben sich nun die sogenannten Holzcement-Dächer als sehr zweckmäßig erwiesen. Da die Holzkonstruktion des Dachstuhl bei den fast wogerecht ausgeführten Holzcement-Dächern sehr einfach ist, so bietet die entsprechende Ausführung der gesamten Dachanlage zur späteren Aufnahme von Gärten keine besonderen Schwierigkeiten. Die hornartig elastische Holzcementmasse, die ungeachtet ihrer andauernden Diegelsamkeit eine metallartige Härte annimmt, läßt sich ohne Naht und Fuge als ein Ganzes über das Gebäude ausbreiten; man erhält so ein wasserdichtes Dach, das in Bezug auf Feuerfestigkeit, Abschluß gegen Staub, Ruß, Schnee, Ungeziefer usw. den weitgehendsten Anforderungen zu genügen vermag. Ist so die fast wagerechte Dachfläche aus Holzcement hergestellt, so bringt man darauf eine Stiesdecke und, wenn Gartenanlagen auf dem Dache entstehen sollen, noch die nötige Menge Erde und die erforderlichen Anpflanzungen. Von derartigen Dächern hat man nicht nur eine gute Fernsicht, sondern man kann von hier aus auch, wenn benachbarte Gebäude in Brand geraten sind, oft das Feuer bequem und sehr erfolgreich bekämpfen. Gegenüber den meist üblichen Eindeckungen der Dächer durch Ziegel, Schiefer, Dachpappe und Metall bietet das Holzcement-Dach den Vorteil, daß man weniger Material braucht, da ja die andern Dacharten wesent-

lich steiler errichtet werden müssen und daher größere Flächen aufweisen. Infolge der flachen Gestaltung des Holzcement-Daches ist dieses wieder bedeutend weniger den zerstörenden Einflüssen von Wind und Sturm ausgesetzt, als die steileren andern Dacharten. Gegenüber den teuren Metalldächern hat das Dach aus Holzcement den Vorzug, die darunter liegenden Räumlichkeiten, die infolge der fast wagerechten Decke sehr gut zu Wohn- und ähnlichen Zwecken benutzt werden können, im Sommer vor zu großer Erwärmung zu schützen, während dagegen die Abkühlung im Winter eine verhältnismäßig geringe ist. Bekanntlich ist das Geräusch, das durch das Aufschlagen von Hagel, Schnee und Regen auf die Dachflächen entsteht, oft sehr störend. In dieser Hinsicht hat aber wieder die Bedachung mit Holzcement den Vorzug, schalldämpfend zu wirken. Das Holzcement-Dach, das einen gut wirkenden Hausabschluß ermöglicht, kann natürlich durch Verzierungen mannigfacher Art eingefaßt werden, die bei der Ausnutzung solcher Dachflächen für Gartenanlagen usw. den Menschen den erforderlichen Schutz gegen die Möglichkeit des Herunterstürzens gewähren. —

Humoristisches.

— Wahres Geschichtchen. In der vierten Klasse hat der Lehrer eben Sprichwörter behandelt.
„Nun, Kinder,“ wendet er sich an diese, „nennt selbst Sprichwörter!“
Sofort meldet sich der neunjährige Otto:
„Harte Thaker und junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber!“ —
— Eine, die sich gewaschen hat! Junge Frau:
„Es ist nicht mehr auszubalten mit meinem Mann! Ueberall, wo wir auf der Hochzeitsreise noch hingekommen sind, fängt er wegen der paar Liebhaber Skandal an!“ —
— Unerwarteter Erfolg. Gymnasialprofessor:
„Ich habe die ebenso dringende als auch schmerzlichbewegende Pflicht zu erfüllen, Ihnen, Herr Huber, die traurige Nachricht zu übermitteln, daß ich mich genötigt sah, Ihrem Sohn Fritz wegen andauernder Nichtmachung der ihm von mir vorchriftsgemäß auferlegten Schulaufgaben, einen Strafzettel während des gestrigen Unterrichts zu verabsolgen. Heute gelang es nun der Macht meiner Rede, seinem verrudeten Munde das Geständnis zu entreißen, daß er vermittelst einer Fälschung Ihren werten Namenszug selbst anzufertigen die Frechheit hatte, angeblich, um Ihnen die für Sie aus seiner Bestrafung resultiert haben würdende seelische Erregung zu ersparen.“
Der Vater: „I soag's ja immer, der Bub hat a goldenes Herz.“ —

Notizen.

— Der neue Sudermann: „Sokrates der Sturmgesellschaft“ wird in der nächsten Saison eine der ersten Novitäten des Lessing-Theaters sein. —
— Die Aufführungen von Paul Heyse's „Maria von Magdala“ durch den Goethe-Bund finden am 19., 20. (abends) und eventuell am 21. Mai (mittags 12 Uhr) im Lessing-Theater statt. Der Zutritt ist, außer den besonders Eingeladenen, nur Mitgliedern des Goethe-Bundes gestattet. —
— „Lustige Ehemänner“, dreiaktiger Schwanl von H. Mars und H. Barré, wird vom Residenz-Theater als nächste Neuheit herausgebracht werden. —
— Maeterlinds „Pelleas und Melisande“ hatte bei der Aufführung im Wiener Deutschen Volks-Theater, durch das Reinhardt'sche Ensemble aus Berlin, keinen Erfolg. —
— Die Ludwig Richter-Ausstellung, die einen Teil der diesjährigen Dresdener Kunstausstellung bildet, enthält über 600 Blätter und sämtliche Oelbilder Richters. —
— Die Urania-Sternwarte ist vom 1. Mai ab täglich von 7—11 Uhr abends den Besuchern geöffnet. Es wird darauf hingewiesen, daß die Sternwarte direkt vom Terrain der großen Kunstausstellung aus betreten werden kann. Den Besuchern wird täglich der Mars gezeigt, der nur noch kurze Zeit günstig zu beobachten ist, ferner die Venus, verschiedene Doppelsterne und Sternhaufen, sowie in dieser Woche der Mond. —
— Das Vorkommen des Gorilla ist in dem Vulkangebiet zwischen dem Kivu- und Albert-Edwardsee (Ostafrika) beobachtet worden. —
— Mittel gegen den Pips. Als einfaches und sicheres Mittel gegen den Pips der Hühner wird folgendes empfohlen: Man nehme einen Eierbecher voll Essig und löse darin ein Stückchen Würfelzucker auf. Von dieser Mischung gieße man dem kranken Tiere öfters am Tage, je nach Bedürfnis in den Schnabel. Das Tier muß separat warm sitzen, am besten in einem warmen Korb oder Kasten. —
Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 10. Mai.